

Philipp Graf, *Zweierlei Zugehörigkeit. Der jüdische Kommunist Leo Zuckermann und der Holocaust*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2024 (Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur – Simon Dubnow), 356 S., 45,- €, ISBN: 978-3-525-30257-6

Es sind zwei voneinander geschiedene Lebenswelten und zwei ebenfalls geschiedene Anschauungen von den Ordnungen der Welt, die Philipp Graf präsentiert und analysiert. Verkörpert werden sie von einer einzigen Person, von Leo Zuckermann, der sich durch selbst auferlegte, nicht leicht zu bewältigende Prozesse der Abnabelung, zugleich solche der Befreiung, hindurchkämpft. Dass damit Gefährdungen einhergehen konnten, tatsächliche oder nur antizipierte, zeigt eine Begebenheit im Dezember 1952. Zuckermann, ein hochrangiger Funktionär im Apparat der DDR, war nämlich ohne Vorwarnungen nach West-Berlin geflohen. Dort kannte man ihn, notiert der Autor, als „linientreues Aushängeschild des SED-Regimes“ (S. 11), entsprechend groß war die Verwunderung. Heute sind Zuckermanns Name und Schicksal kaum noch geläufig. Grafs dicht recherchierte, anschaulich geschriebene Biographie ist geeignet, unsere Kenntnisse zu erweitern, den Blick zu vertiefen und dem Vergessen vorzubeugen.

Wer verstehen möchte, was geschah, muss sich Zuckermanns Werdegang anschauen. Geboren 1908 in Lublin, wuchs er in Elberfeld als Sohn einer jüdischen Kaufmannsfamilie auf. Bei ihnen wohnte er bis 1933, dem Jahr der Emigration nach Frankreich. Das familiäre Umfeld hinderte ihn nicht daran, seiner Herkunft den Rücken zu kehren. 1924, gerade sechzehnjährig, schloss er sich der Sozialistischen Arbeiterjugend und 1927 der SPD an. Wenig später nur wechselte er zur KPD, die zu seiner politischen Heimstätte wurde. Im ‚Hauptberuf‘ studierte er Jura und erwarb 1931 den Doktorgrad. Die Entscheidung, seinen religiösen Wurzeln Valet zu sagen, teilte er mit anderen seiner Altersklasse. In den Jahren nach der Novemberrevolution, argumentiert Graf, habe eine

„ganze Generation junger deutschsprachiger Juden, Männer wie Frauen, gegen ihre Elternhäuser“ rebelliert, habe das „Judentum hinter sich“ gelassen und sich für diese oder jene linke Bewegung entschieden (S.33). Die elterliche Welt des Judentums war offenbar nicht „länger attraktiv für einen von den Erschütterungen des Ersten Weltkriegs geprägten Jugendlichen.“ (S. 43)

In Paris setzte er das Engagement fort, unterstützte zahlreiche Leidensgenossen in Rechtsfragen und beriet einstweilen das Verteidigungskomitee der Angeklagten des Reichstagsbrandprozesses. „Damit war Zuckermann in den Kreis hochkarätiger deutschsprachig-kommunistischer Emigranten vordringen“ (S. 61). 1935 arbeitete er für die Internationale Rote Hilfe und deren Asylrechtsbüro. Als linientreuer Kommunist polemisierte er 1937 gegen den Trotzismus, von einer Beschäftigung mit spezifisch jüdischen Themen hielt er sich fern. Die „politische Verfolgung“ (S. 65) wog für ihn schwerer als die, die aus den jüdischen Ursprüngen resultierte. Und das hieß auch, das Jahr 1933 nicht „als antisemitisches Fanal“ zu deuten, was den auch sonst zu beobachtenden, wie Graf zu Recht betont, Engführungen der kommunistischen Ideologie und Praxis entsprach.

Derartige Abstinenz wusste sich im Einklang mit den Grundmaximen der Sowjetunion und denen der KPD. Die „Judenfrage“ wurde marginalisiert. Das sich zuspitzende jüdische Schicksal in Deutschland fand wenig Aufmerksamkeit. Lösen ließe sich das Problem nur, war man überzeugt, wenn es eingebettet wäre in die sozialistische Revolution. Im Zeitalter des Nationalismus entdeckten sich Juden allerdings als Nation. Der Zionismus, der daraus seine Gewissheiten zog, reagierte auf den in Europa anschwellenden Antisemitismus, zugleich jedoch auf die moderne Welt, strebte nach nationaler Erneuerung, war antiassimilatorisch und antiorthodox. Die Rückkehr ins gelobte Land war nicht mehr abhängig vom Erscheinen des Messias, sondern ein reales, kein metaphorisches Ziel. Dem begegneten Kommunisten, auch Zuckermann, mit Unverständnis. Als Alternative galt ihnen ein ferner Flecken

in Sowjetrussland: Birobidschan. „Umschichtung“ und „Produktivierung“ lauteten hier die Parolen. Erreicht werden sollte das mit systematischer, von Staats wegen forcierter Ansiedlung. Wer sich dazu äußerte, produzierte schwärmerische, zukunftsfrohe, aber keine realitätstüchtigen Bilder. Otto Heller zum Beispiel, der 1931 eine Schrift über den „Untergang des Judentums“ publizierte, war überzeugt, dass der „Palästina- Traum“ der Zionisten „schon längst der Historie angehören“ werde, wenn in Birobidschan „Automobile, Eisenbahn, Dampfer fahren, die Schloten gewaltiger Fabriken rauchen“ (S. 53).

Für Zuckermann war die Hinwendung zur kommunistischen Bewegung ein Schritt der Befreiung, ein Schritt zur Emanzipation vom jüdischen Habitus der Eltern, vom Judentum überhaupt und den darin verankerten Ordnungen: ein Versuch zur „Neutralisierung“ der „Herkunft“ (S. 27). Die Machtergreifung der Nationalsozialisten hatte zwar verhindert, dass er das zweite Staatsexamen machen konnte, aber seine juristischen Fähigkeiten waren stark genug, um ausreichend Rechtsbeistand leisten zu können. Davon profitierten Individuen ebenso wie Kollektive. Er wurde zu einem kompetenten Mitarbeiter der Komintern, beteiligte sich an verschiedenen Kampagnen, kämpfte für die Idee der Volksfront und sondierte bei Erich Ollenhauer in Prag die Bereitschaft der SPD, sich daran zu beteiligen. Die Ehe mit einer Französin, der Tochter russisch-jüdischer Einwanderer, trug dazu bei, die Integration in den Pariser Alltag zu erleichtern. Für Fragen des Judentums, des bedrohten deutschen Judentums zumal, blieb indes kein Raum.

Der Okkupation Frankreichs entkam Zuckermann, von der Gestapo zur Fahndung ausgerufen, Ende 1941 mit seiner zweiten Flucht nach Mexiko-Stadt. Dort begann ein Prozess, der sich als allmähliche Rückabwicklung klassifizieren lässt. Aus der einen „Zugehörigkeit“ zur KP wurde eine doppelte: zur KP und zum Judentum. Zuckermann schaffte es, in Mexiko genauso schnell heimisch zu werden wie zuvor in Paris. Zu den vertrauten, nun auch mit Kultur angereicherten

Tätigkeitsfeldern kam jedoch etwas hinzu, um das er bis dahin einen Bogen geschlagen hatte: das Schicksal der Juden im Deutschen Reich und in Europa. Darin verbarg sich eine auch so empfundene existentielle Frage. Überdies erfuhr er, dass man seinen Vater in das Ghetto Litzmannstadt (Łódź) deportiert hatte. Entscheidend für sein Engagement war eine zweifache Perspektive: zum einen die Einsicht, dass die Juden verfolgt wurden, weil sie Juden waren, zum andern, dass ihnen der Charakter eines Kollektivs innewohnte. Das jüdische Volk bezeichnete er in einem Artikel vom Januar 1945 als „Gläubiger“ mit dem Anspruch auf „Wiedergutmachung“ der vom NS-Regime verursachten Schäden (S. 170).

Zu den Überlegungen, die in relativer Unabhängigkeit von den Genossen in Moskau angestellt wurden, gehörte die Forderung, das geraubte Hab und Gut zu restituieren, die entzogenen Werte den jüdischen Individuen wie den jüdischen Gemeinschaften zu erstatten, erlittenes Unrecht so wenigstens materiell wiedergutzumachen. Dies berührte in starkem Maße das künftige Schicksal der Juden. Für Zuckermann gewann das Thema zunehmend an Wichtigkeit. Seit Sommer 1947 wieder in Deutschland, in der Sowjetischen Besatzungszone, publizierte er im April 1948 einen programmatischen Aufsatz in der „Weltbühne“. Dessen Titel – „Restitution und Wiedergutmachung“ – ließ erkennen, dass neben der moralischen Dimension, die nicht zuletzt von der Vernachlässigung durch die kommunistische Bewegung herrührte, auch die Revision einer Politik steckte, die sich als dogmatisch und realitätsfern erwiesen hatte.

In der SBZ und der DDR rückte Zuckermann in die Führungszirkel von Partei und Staat ein, erfüllte zahlreiche Funktionen, zuletzt die eines Staatssekretärs und Leiters der Präsidialkanzlei. Der wesentlichste Aspekt für Grafs Fragestellung ist, dass er das bereits in Mexiko erörterte Konzept der Wiedergutmachung vorantrieb – trotz der Hindernisse, die sich nach und nach offenbarten. Er brachte den Entwurf eines Restitutionsgesetzes ein, der von der SED-Führung anfangs aufgenommen, dann aber verschleppt wurde und schließlich

scheiterte. An seinen persönlichen Orientierungen änderte das einstweilen nichts. Ein Zeichen dafür war, dass er 1947 in die Jüdische Gemeinde Berlin eintrat. Den Fortgang seiner Initiativen und die auftauchenden Probleme finanz- und allgemein politischer Natur analysiert Graf, gestützt auf archivalisches und publizistisches Material, sehr intensiv. Auch hier bewähren sich ebenso sorgfältige wie informative Kontextualisierungen.

Als die Pläne ins Stocken gerieten, gab sich Zuckermann ausdrücklich und „öffentlich als Verfechter jüdischer Interessen zu erkennen“ (S. 205). Dies freilich war kein Hindernis, weiterhin die Rolle als „loyaler Kommunist und Parteigänger Ulbrichts“ (S. 211) zu spielen. Im Frühjahr 1948 jedoch begannen sich die „Zeichen der Zeit“ (S. 215) zu drehen. Israel wurde zum „imperialistischen Projekt“ (S. 219) umgedeutet, Zuckermann passte sich an, von seinem „jüdischen Selbstverständnis“ (S. 225) distanzierte er sich aber nicht. Dies und anderes bewirkten, dass er, der Westemigrant, unter Verdacht geriet. Die drohende Gefährdung wurde ihm schließlich bewusst: ein Indiz war der Abschied von der jüdischen Gemeinde. Die Anklageschrift gegen Rudolf Slánský in Prag und die dort gefällten Urteile ließen überdies erkennen, dass seine Lage prekär geworden war. Die darin gründende Flucht in den Westen rechtfertigte er recht lapidar: „Ich musste mein Leben retten“ (S. 249).

1953 ließ er sich erneut in Mexiko-Stadt nieder: eine Art zweites Exil. Sein Leben dort verbrachte Zuckermann fortan als Buchhändler. Zugleich entfernte er sich neuerlich vom Judentum. Dessen Geschichte und dessen Leiden verfielen erneut hartnäckigem Schweigen. Erst am Ende seines Lebens erfüllte sich damit der Wunsch, sich unwiderruflich von jüdischer Herkunft zu lösen.

Zum Rezensenten:

Dr. Jens Flemming ist emeritierter Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Kassel.